JJ KLARER

SCHRITTE *IN DEN* ABGRUND

EINE JUGEND IN DER
ERSTEN REPUBLIK

© 2026 Jeanine Jaunecker-Klarer

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Schwarz-Öhler, Buchschmiede
Foto für Bildmontage am Cover: Franz Holluber (Fotograf), 1.,
Opernring - Allgemein - mit Staatsoper - Blick von Sirkecke, 1919, Wien Museum
Inv.-Nr. 77501/121, CC0 (https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/550238/)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99203-161-0

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Carola

VORWORT

Diese Erzählung basiert auf der Lebensgeschichte meines Großvaters, der 1913 in Wien geboren wurde.

Sie beschreibt seine Jugend in der Zwischenkriegszeit, den Hunger und Mangel nach dem Ersten Weltkrieg, die Erziehung der Jugend zur Autorität, die Zeit des Austrofaschismus und des aufkeimenden Nationalsozialismus bis hin zum Zweiten Weltkrieg.

Die meisten Personen und ein großer Teil der Handlung sind frei erfunden.

Ich habe den Sprachgebrauch der damaligen Zeit verwendet. Ausdrücke wie »Zigeuner«, »Negermusik« oder »Krüppel« sind in diesem Zusammenhang zu sehen und keinesfalls abwertend gemeint.

1918 – EINE HEIMKEHR FÜR KURZE ZEIT

Franz Reisinger gehörte zu den glücklichen Heimkehrern.

Zu den Überlebenden, die zurückkehren konnten aus dem Nichts, vom Schlachtfeld, aus dem Schützengraben, zu Frau und Kind, die in Wien lebten.

Eine Rückkehr in ein Wien, das es nicht mehr gab. In dem nichts mehr so war, wie man die Kaiserstadt in Erinnerung hatte. Vom Glanz und Prunk war nichts übrig, nichts als ein Trümmerhaufen, eine makabere Silhouette der einst glanzvollen Palais und Straßen, der Parkanlagen und Geschäfte. Es gab keine prunkvollen Kutschen und Automobile, die noble Damen und Herren über die Ringstraße gleiten ließen, um gesehen zu werden.

Im Volksgarten, wo noch ein paar Jahre zuvor herrliche Rosen und fremdartige Ziersträucher gezüchtet worden waren, hatte man letzten Sommer Kartoffeln und Rüben gesetzt, die jetzt im November, von Aufsehern streng bewacht und von der hungrigen Bevölkerung heiß begehrt wurden.

Es war nichts mehr da, kein Kaiser, keine Ringstraßenbarone, keine feinen Damen und noblen Herren. Der alte Kaiser war seit zwei Jahren tot. Für die meisten der Menschen war er eine Institution gewesen, einer, der halt immer da gewesen war, der starr und unbeugsam und den Untergang ignorierend über alles gewacht hatte.

Ein Erbe, das für seinen jungen Großneffen zuviel geworden war. Karl Habsburg war nur die dritte Wahl gewesen, nachdem der Thronfolger sich fast dreißig Jahre zuvor durch Suizid aus

dem Leben gestohlen hatte, nicht ohne ein weiteres junges Leben mit sich auszulöschen.

Der zweite Kandidat, Franz Ferdinand, war mehr als vier Jahre zuvor in Sarajewo erschossen worden. Jenes verhängnisvolle Attentat hatte diesen Krieg ausgelöst, der Millionen Leben gekostet und keinen Stein auf dem anderen gelassen hat.

Es war Mitte November als Franz Reisinger in einem Güterzug den Wiener Südbahnhof erreichte. Mit seinen fünfunddreißig Jahren gehörte er zu den Älteren der Heimkehrenden, doch war er in deutlich besserer körperlicher Verfassung als viele seiner Mitreisenden. Gezeichnet vom Krieg, von wochenlangem Ausharren in den Schützengräben, von Kälte und Hunger, das waren sie alle.

Franz sollte eigentlich froh gewesen sein, zu leben. Das alles hinter sich gelassen zu haben. Heimzukehren zu seiner Frau und den beiden Söhnen, die auf ihn warteten. Aber er hatte in den Monaten an der Front verlernt zu fühlen. Die vielen Toten, die Schwerverletzten, die fast noch halbe Kinder waren und auf Bahren in behelfsmäßige Lazarette transportiert wurden, hatten ihn gelehrt, einen Schutzwall um sich selbst aufzubauen. Sonst hätte er wohl den Verstand verloren, wie so viele andere auch.

Zu Fuß machte er sich auf den Weg vom Südbahnhof zum Handelskai, wo sich die Wohnung der Familie Reisinger befand. Geld für die elektrische Straßenbahn hatte er nicht.

Nach einem Marsch von mehr als einer Stunde, entlang des Donaukanals über die Rotundenbrücke durch den Prater bis zum Erzherzog-Karl-Platz mit der riesigen Jubiläumskirche, die in glanzvolleren Tagen zum fünfzigsten Thronjubiläum des alten Kaisers erbaut worden war, war er angekommen.

Angekommen im Zinshaus in der Wachaustraße, einer Seitengasse des Handelskais, wo er mit seiner Johanna gelebt hatte. Dort, wo er früher seinen kurzen Weg zur Arbeit angetreten war, zum Kontor der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, wo er als Buchhalter gearbeitet hatte und aus dem Fenster die Verladestege

am Fluss sehen konnte, wo die Handelsgüter in den Südosten der Monarchie verschifft wurden.

Eine Arbeit die ihn stolz gemacht hatte und die mit Ansehen und finanzieller Absicherung verbunden war. Davon war nichts mehr übrig. Die Landungsstege lagen brach, am Flussufer standen ein paar Holzhütten, Feuerstellen glommen zwischen den Hütten, an denen sich ein paar ärmlich gekleidete Menschen die Hände wärmten.

Als er das einst gepflegte, in der Gründerzeit erbaute Haus betrat und über die Wendeltreppe in den zweiten Stock stieg, überkam ihn die Angst, dass hier niemand mehr war, der ihn erwartete.

Er klopfte an der Tür, an der sein Name stand. Die Frau, die ihm öffnete, war Johanna. Sie war dünner geworden und blass, die langen braunen Locken waren unordentlich zu einem Dutt hochgesteckt. Die Hände, nass und gerötet, wischte sie in ihre fleckige Schürze.

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis sich über ihr erstauntes Gesicht die Freude des Wiedererkennens breitete.

»Franz!« Zögerlich und behutsam erwiderte er ihre Umarmung. Als er im Hintergrund das Laufen von Kinderfüßen hören konnte, löste sich etwas in Franz Reisinger.

»Ist Papa wieder zurück?«, fragte der fünfjährige Hans, der seinen dreijährigen Bruder Leopold an der Hand führte.

»Ja, ich bin zurück.« Franz Reisinger spürte die Tränen, die ihm über die Wangen liefen.

DIE SPANISCHE GRIPPE

Der kleine Hans konnte das Zusammensein mit seinem Vater nicht lange genießen. Viele Jahre später wird er sich an einen schweigsamen Mann erinnern, der bei ihnen am Tisch saß. Hans war fünfeinhalb Jahre alt und konnte sich nur bruchstückhaft an die Zeit mit dem Vater erinnern, der zwei Jahre zuvor in die k.u.k. Armee eingezogen worden war. Es waren kurze Augenblicke der Freude, als sie zusammen im Schnee gespielt oder im Sommer in der Alten Donau geplanscht hatten. Mit der Mutter und dem kleinen Bruder im Kinderwagen waren sie die Promenade entlangspaziert. Am Sonntag, der Vater im Anzug, die Mutter im schönen Kleid und mit elegantem Federhut. Jetzt saß der Vater am Tisch und schwieg, starrte ins Leere und rang sich nur mühsam ein Lächeln ab, wenn die Buben ihn ansprachen oder spielen wollten.

»Gib ihm Zeit, es wird sich bald alles ändern«, mahnte die Mutter den kleinen Hans. Sie sollte recht behalten. Aber nicht in dem Sinne, wie sie gehofft hatte, denn im Winter kam die nächste Heimsuchung nach dem Krieg über die Welt und somit über Wien und die kleine Familie in der Leopoldstadt.

Die todbringende Pandemie begann wie eine Erkältung. Brennholz war rar und teuer, Lebensmittel knapp und der Ernährungszustand der Bevölkerung war schlecht. Die Menschen in den Geschäften standen dicht gedrängt, und einige wurden von Husten, Schnupfen und Tuberkulose gequält.

»Da darf man sich nicht wundern, wenn man sich etwas einfängt«, dachte Johanna, als Hans im Februar 1919 zu husten begann. Bald darauf folgte heftiges Fieber. Zwei Tage später wurde

sein kleiner Bruder von Fieberkrämpfen geschüttelt. Johanna bat ihren Mann, das Leopoldstädter Kinderspital aufzusuchen, um Medikamente zu holen. Sie selbst blieb bei den kranken Kindern, mit denen sie wegen der Kälte nicht die Wohnung verlassen konnte.

Als Franz Stunden später zurückkehrte, hatte er bereits Fieber, und sein Zustand verschlechterte sich rasch. Trotz des Aspirins, das den Kindern verschrieben worden war, hörte das Herz des kleinen Poldi in der folgenden Nacht auf zu schlagen. Im Dämmerschlaf hörte Hans die verzweifelten Schreie seiner Mutter, als zwei Bestatter mit Mundschutz den kleinen Leichnam abholten.

Johanna flehte die Männer an, ihren Mann und den kleinen Hansi ins Krankenhaus zu bringen.

»Die Spitäler sind alle überfüllt, aber wir schicken einen Arzt vorbei und einen Wagen. Das kann aber bis morgen dauern.«

Als am nächsten Abend der motorisierte Rettungswagen eintraf, war der Zustand des Vaters bereits kritisch.

Das Fieber des kleinen Hans war auf 38,5 Grad gesunken.

»Das ist ein kleines Wunder, junge Frau!«, sagte der Arzt in tröstlichem Tonfall zu Johanna.

»Auch, dass Sie von der Influenza verschont geblieben sind. Bis jetzt …«

Franz wurde ins Krankenhaus gebracht.

Als der Briefträger am nächsten Vormittag ein Telegramm brachte, brauchte Johanna es gar nicht zu öffnen, um zu wissen, dass sie jetzt mit dem kleinen Hans allein auf der Welt war.

Sie nahm ihn auf den Schoss und küsste sanft seine Stirn.

»Wir sind jetzt allein, Hansi. Nur du und ich. Papa und Leopold sind im Himmel.«

Die Erinnerungen an seinen Vater blieben fragmentarisch, werden aber eine Leere im Leben von Johann Reisinger hinterlassen. Einem Leben, das noch aus vielen Prüfungen und Entbehrungen bestehen wird, aber auch aus humorvollen Anekdoten und schönen Erzählungen.

STANDESDÜNKEL

Der kleine Hans war ein Kind einer umstrittenen Verbindung seiner Zeit.

Franz, sein Vater, Absolvent der Handelshochschule und Aktuar der k.u.k. Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, war ein Sohn aus zwar nicht reichem, aber gutbürgerlichem Haus aus Korneuburg.

Es war zwar schon einige Jahre her, dass die Verbindung des Erzherzogs und Thronfolgers mit einer »einfachen Gräfin« für einen Skandal gesorgt und für die Nachkommen den Ausschluss aus der Thronfolge bedeutet hatte. Ein Problem, das sich durch die Ermordung des nicht standesgemäßen Paares und den Zusammenbruch der Monarchie erübrigt hatte. Die Haltung gegenüber solchen Mesalliancen war aber die gleiche geblieben, besonders im Bürgertum, das in jeder Hinsicht bestrebt war, sich von der Arbeiterschicht abzuheben.

Trotz aller Vorbehalte hatte Franz Reisinger seine Johanna Kovar geheiratet, ein Dienstmädchen aus einer kinderreichen Arbeiterfamilie. Dadurch war es zum Bruch mit seiner Familie gekommen. Was die Sache noch verschlimmert hatte, war, dass Johannas Vater nicht bekannt war. Der Ehemann ihrer Mutter hatte das Mädchen angenommen, und sie hatte sich dadurch revanchiert, auf ihre jüngeren Halbgeschwister aufzupassen, während ihre Eltern in der Ziegelgrube und in einer Wäscherei arbeiteten, um zu überleben.

Trotz allem, in Johannas Geburtsurkunde stand »Vater unbekannt«. Ein Makel, der ihr und ihrem Sohn viele Jahre später das Leben retten – oder zumindest erleichtern – sollte.

Die ersten Jahre nach dem Weltkrieg waren durch politische Instabilität, Armut, Hunger und Krankheit geprägt.

Das Begräbnis seines Vaters und des kleinen Bruders am Wiener Zentralfriedhof konnte Hans nicht miterleben. Er lag noch mit Fieber im Bett und wurde von seiner jüngsten Tante, Hermine, betreut. Jahre später wird seine Mutter ihm erzählen, dass sie, gestützt auf ihre Schwestern Rosa und Josepha, auf der einen Seite des Grabes gestanden hatte und die Familie ihres verstorbenen Mannes auf der anderen Seite. Abgesehen von ein paar abschätzigen Blicken und einer förmlichen Beileidsbekundung hat es keine Annäherung gegeben. Kein Angebot zur Unterstützung der jungen Witwe, keine Fragen nach dem Buben, der immerhin der Enkel und Neffe der gutbürgerlichen Familie war.

Hermine war die jüngste Schwester seiner Mutter. Damals, im Jahr 1918, war sie zwölf Jahre alt. Sie war hübsch, großgewachsen wie alle in der Familie, hatte ein freundliches Gemüt und war immer zu Späßen aufgelegt. Für den kleinen Hans war sie eher wie eine große Schwester, als wie eine Tante.

Mit älteren Familienmitgliedern, insbesondere Vätern, Onkeln und Tanten, war man als Kind jener Zeit zu höflichem und formellem Umgang verpflichtet. Keine Umarmungen, keine Kuscheleinheiten, und bloß keine Widerworte geben! Begrüßung mit Handschlag, Mädchen hatten zu knicksen.

Für Hans war es ein Segen, eine Mutter zu haben, die ihn jeden Abend in den Arm nahm und eine Geschichte erzählte oder ein Lied vorsang. Auch Hermine um sich zu haben, war für den Buben ein Glück. In den Zeiten, in denen Hans nicht krank oder erkältet war, spielte sie mit ihm in den Donauauen, oder im Park am Erzherzog-Karl-Platz. Sie brachte ihm das Schnurspringen, Tempelhüpfen und Radfahren bei. Manchmal, wenn niemand zusah, spielte sie mit ein paar Freundinnen Fußball, und der kleine Hans durfte den Ball holen, wenn er ins Out geschossen wurde. Wurden Mädchen beim Fußballspiel gesehen, gab es schon ab

und zu böse Bemerkungen. »Habt ihr nichts im Haushalt zu tun, junge Damen? Keinen Anstand mehr, die Jugend von heute! Zu unserer Zeit hätte es das nicht gegeben!«

Kommentare, die wohl jede junge Generation zu hören bekommt.

EIN BESUCH IM ALLGEMEINEN KRANKENHAUS

So kam es, dass Hans in seinen frühen Lebensjahren fast ausschließlich von Frauen betreut wurde. Neben seiner Mutter und Hermine gab es noch zwei weitere Schwestern, Rosa und Josepha, und die betagte Großmutter, die einmal pro Woche zu Besuch kam, um eine Tasse Malzkaffee zu trinken. Das Spielbedürfnis ihres Enkels konnte sie aufgrund der Gicht nicht befriedigen.

Trotz vieler fröhlicher Stunden unter liebevoller Aufsicht seiner weiblichen Bezugspersonen waren Hans' frühe Lebensjahre von Krankheit geprägt.

Der Bub wuchs nicht so recht, war kleiner als die meisten Fünfjährigen, was angesichts seines hochgewachsenen Vaters Besorgnis erregte. Johanna dachte, dass die Ursache möglicherweise an der kargen Kost lag, zu der sie in den letzten Kriegsmonaten und -jahren verurteilt waren. Kartoffeln und Rüben, im Hinterhof gezüchtet, Brot, das einmal pro Woche selbst gebacken wurde, wenn genug Mehl da war. Butter, Käse und Fleisch waren Mangelware. Johanna fuhr jede Woche am Samstag mit der Elektrischen nach Kagran oder Simmering, um dort von Bauern etwas Wurst und Käse für ihren Sohn zu kaufen.

Trotzdem war Hans oft krank und klagte über Schmerzen im Rücken und in den Beinen. Aus heutiger Sicht war dies möglicherweise eine Spätfolge der Spanischen Grippe.

Im Frühjahr 1919 beschloss Johanna, mit ihrem Sohn das Allgemeine Krankenhaus aufzusuchen. Der Bub sollte im Herbst mit der Schule beginnen, und dann musste er gesund sein, um so viel

wie möglich zu lernen und vielleicht ein besseres Leben zu haben, als ihr selbst vergönnt war. Johanna machte sich Sorgen wegen der Kosten, die auf sie zukommen würden. Die sozialistische Regierung unter Karl Renner, die seit einigen Monaten im Amt war, hat sich zwar kostenlose Gesundheitsvorsorge für alle zum Ziel gesetzt, aber wo nichts war, konnte auch nichts angeboten werden. Zumindest nicht für Menschen, die wenig Geld hatten. Für die Reichen gab es immer eine Lösung.

Auch wartete Johanna schon seit Monaten auf die staatliche Witwenrente, die ihr versprochen worden war. Die Staatskassen waren aber leer, und Kriegswitwen, deren Ehemänner gefallen waren, wurden bevorzugt behandelt. Also musste die kleine Familie von dem leben, was Johanna in der Weißnäherei verdiente, und das war nicht eben viel.

Als Hans mit seiner Mutter im Allgemeinen Krankenhaus in der Alserstraße ankam, war er beeindruckt von dem riesigen Gebäude mit den grünen Innenhöfen, in denen Kartoffeln und Karotten angebaut wurden, von den schier endlos langen Gängen und den Gestalten in Weiß, die ihnen am Weg zu dem ihnen zugewiesenen Warteraum begegneten. Diejenigen, die Stethoskope und Laryngoskop-Spiegel trugen, waren ausschließlich Männer. Frauen in weißen Schürzen schoben Rollstühle und Bahren, gingen ein paar Schritte hinter den Ärzten her und nahmen deren Befehle entgegen.

Nach einer Wartezeit von mehr als zwei Stunden – Hans kam es wie eine Ewigkeit vor – wurden sie in den Behandlungsraum vorgelassen. Ein freundlicher alter Herr, der sich als Doktor Mendelsohn vorstellte, klopfte Hans den Rücken und Bauch ab, wies ihn an, tief zu atmen, während er ihn mit dem eiskalten Stethoskop abhorchte.

»Der Bursche hat eine starke Skoliose. Ein Röntgen müssten Sie bezahlen, gnädige Frau, aber ich sehe das auch so, dass seine Knochen sehr zart gebaut sind und die Wirbelsäule verkrümmt ist.

Das ist die Rachitis, auch ›Englische Krankheit‹ genannt. Leider haben das viele Kriegskinder. Zu wenig Vitamine und Tageslicht, zu viele Entbehrungen.«

Johanna kämpfte mit den Tränen.

»Bitte machen Sie sich keine Vorwürfe, Frau Reisinger. Sie tun doch, was sie können. Das ist eben die Zeit, die ihre Opfer fordert. Und du, junger Mann, du möchtest doch groß und stark werden, oder?«

Eifrig nickte Hans.

»Ich gebe dir Kalziumtabletten mit, von denen nimmst du jeden Tag zwei Stück.« Danach wandte er sich wieder an die Mutter.

»Ihr Sohn muss ein Mieder tragen. Das ist zwar unangenehm, wird aber verhindern, dass die Verkrümmung noch stärker wird und ihm das Leben lang Schmerzen bereitet. Kommen Sie zu mir in meine Ordination in der Praterstraße, wenn die Tabletten aufgebraucht sind. Ich kaufe die Pulver en gros ein und kann sie günstiger abgeben als in der Apotheke. Außerdem möchte ich den Burschen im Auge behalten. Und wegen des Mieders gebe ich Ihnen die Anschrift von einem Bandagisten, der arbeitet in einer kommunalen Werkstätte der kommunistischen Partei. Da kostet die Anfertigung weniger als anderswo.«

Nachdem Johanna sich mehrmals bedankt hatte, verließen die beiden den Behandlungsraum. Hans war stolz auf sich, weil er so tapfer war und jetzt keine Angst mehr vor Ärzten hatte.

SCHULE IN DER »GUTEN ALTEN ZEIT«

Die Schule im Jahr 1920 war ein Ort, an dem einem die Härte des Lebens nähergebracht wurde, wenn man durch häusliche Züchtigungen noch nicht daran gewöhnt war.

Strikt getrennt wurden Buben und Mädchen schon im zarten Alter von sechs Jahren. Auch die Lehrer waren bei den Knaben ausschließlich männlich. Zumindest war das in Wien so, da es genügend Kinder und Lehrer beider Geschlechter gab, um diese Trennung zu ermöglichen. In kleinen Bergdörfern mag es aufgrund der geringen Schülerzahl notgedrungen zur Koedukation gekommen sein, aber in der Großstadt herrschte strikte Geschlechtertrennung, von Anfang an.

Hans war einer der achtunddreißig Erstklässler. Da er aufgrund der Rachitis eher zu den Kleinen gehörte, wurde ihm ein Platz in der ersten Reihe zugewiesen. Gespannt und mit viel Respekt hörte er die Worte seines Lehrers, Arthur Schindler.

Herr Schindler war groß gewachsen, hager, hatte einen leichten Buckel und einen Schnurrbart. In der Rechten den Zeigestab und auf der Nase eine Zwickerbrille.

Die kleinen Schüler wurden über Verhaltensregeln und Verbote genauestens instruiert.

Im Unterricht hatte man gerade zu sitzen, die Hände so am Pult, dass die Daumen unter der Schreibfläche waren und die restlichen Finger gerade nach vorne zeigten. Unaufgefordertes Sprechen war strengstens verboten, sei es jetzt an den Lehrer gerichtet oder an den Sitznachbarn, ebenso wie essen, trinken oder die Toilette auf-

suchen. Letzteres könne man in der großen Pause machen, wenn es unbedingt notwendig war.

Selbstverständlich war es untersagt zu laufen, zu raufen oder laut zu kommunizieren. Zuwiderhandeln wurde bestraft, je nach Schwere des Vergehens und Tagesverfassung des Lehrers mit Nachsitzen, Strafarbeiten oder körperlicher Züchtigung.

Während seiner Schulzeit musste Hans, obwohl er schüchtern und einer von den Braven war, mehrmals zur Disziplinierung beim Herrn Direktor antreten. Meist war das der Fall, wenn jemand aus der Klasse etwas angestellt hatte, der Täter aber unbekannt war oder sich einfach trotz Aufforderung nicht meldete.

Dann musste sich die gesamte Schulklasse nach dem Unterricht vor der Direktion einfinden und warten. Nach einiger Zeit erschien der Direktor, ein respekteinflößender dicker Herr mit einem Kaiserbart und einem Lineal in der Hand.

»Hände vorzeigen!«, lautete dann sein Befehl. Die Schüler streckten dann ihre Handflächen entgegen.

»Nein, die Rückseite der Hände!« Die Schüler drehten die Handrücken nach oben und erwarteten die Schläge mit dem Lineal. Der Herr Direktor verwendete dafür nicht die Breitseite des Gegenstandes, sondern die schmale Kante.

In diesem militanten Umfeld fand Hans seinen besten Freund, den Spazierer Leo. Leo war ebenfalls eher klein und zart, und am Schulhof hielten sich die beiden im Hintergrund, um nicht mit den Raufbolden aus der Pratersiedlung oder den gutgenährten Burschen aus den »besseren Familien« aneinander zu geraten. Da Hans aufgrund seiner Skoliose und Rachitis ein Mieder tragen musste, das ihn steif und unbeweglich erscheinen ließ, war er natürlich Zielscheibe für die Starken und die, die sich dafür hielten.

Der Dritte im Bunde war oft der dickliche Karli Pribil, der Sohn vom Fleischhauer Pribil in der Wehlistraße.

Fleisch war im Jahr 1920 nur für wenige erschwinglich, aber Karlis Eltern hatten oft Grammeln und Innereien für Johanna

Reisinger und ihren kleinen, dünnen Buben übrig, daher kannten sich die Kinder bereits.

Im Großen und Ganzen verlief Hansis Volksschulzeit unspektakulär. Früh aufstehen, ein Glas Milch und ein Stück Brot, dann machte er sich mit dem Lederranzen, den er von seinem älteren Cousin Otto bekommen hatte, auf den Weg zur Schule.

Dort hoffte er, nicht bei den »Stärkeren« oder »Besseren« anzuecken. Am Heimweg war immer ein kleiner Abstecher mit dem Leo in den Park am Erzherzog-Karl-Platz drinnen, manchmal auch ein Fechtkampf mit Zweigen gegen den dicken Karli. Zu Hause wurde er von seiner jungen Tante Hermine erwartet, die ihm eine Suppe oder einen Eintopf zubereitet hatte, da seine Mutter in der Wirkwarenfabrik am Nähen war.

Am Nachmittag hieß es dann »Aufgabe machen«.

Das konnte schon die eine oder andere Stunde dauern.

Auch einem guten Schüler saß die Angst manchmal im Nacken. Wurde ein Teil der Hausaufgabe vergessen, gab's auf die Finger. Waren Fehler im Aufsatz oder eine der Rechnungen nicht richtig, wurde das ebenso geahndet. Meist vor der Klasse und begleitet vom Kichern derjenigen, die gerade der Bestrafung entgangen waren. Solidarität war immer schon eine Blüte, die sich im autoritären Umfeld nur schwer entfaltet.

Die Wurzel für das, was sich in den nächsten zwanzig Jahren ereignen sollte, lag wahrscheinlich genau hier. Härte gegenüber denjenigen, die sich nicht wehren konnten, und erzwungene Solidarität mit den Tätern aus Angst vor Bestrafung.

Und die Scham über einen selbst, nicht gegen das Unrecht vorgegangen zu sein, aus Angst oder Feigheit. Das führt zwangsläufig zur Verdrängung.

Das wird dem kleinen Johann Reisinger aber erst viele Jahre später bewusst werden. Jetzt saß er täglich mit gewissenhafter Nervosität bei seiner Aufgabe und hoffte, dass ihm kein Fehler unterlief, damit ihm die Demütigung an der Tafel erspart bleiben würde.